

Die Fahrt

„Wie werden wir bloß zurückgelangen?“ fragte Jishmud nachdenklich in das Rauschen hinein, während unser Schiff mit großer Geschwindigkeit immer weiter durch den dunklen Tunnel trieb.

Der Captain warf mir einen kurzen, undeutbaren Blick zu, drückte seine Zigarette aus und antwortete mit rauchiger Stimme: „Auf diesem Wege nicht, soviel ist sicher.“

Henriksen setzte das Fernglas ab und sagte: „Darum kümmern wir uns, wenn wir auf der anderen Seite sind. Zunächst liegt der Hinweg vor uns. Man kann nie vorher wissen, wie dicht man schon gekommen ist und wie lange es diesmal dauern wird. Die Zeit nimmt sich ihren verrückten Tribut selbst.“

Der Tunnel schien kein Ende zu nehmen. Mal verengte er sich, so dass das Rauschen des Wassers sich zu einem ohrenbetäubenden Tosen steigerte, mal verbreiterte er sich, so dass wir kaum voranzukommen schienen.

Am dritten Tag verfieng sich ein Schwarm riesiger Fledermäuse im Vordersegel. Beim anschließenden Kampf mit den Flattertieren wurden zwei Matrosen schwer verletzt, woraufhin in der bereits zuvor schon unruhigen Mannschaft Protest laut wurde. Man erwähnte die Begriffe Gewerkschaft, Arbeitsbedingungen und Gefahrenzulage. Henriksen hielt eine kleine „Blut, Schweiß und Tränen“-Rede vor den Männern, die sich jedoch unbeeindruckt zeigten. Schließlich verlor der Captain die Geduld und ließ die Aufständischen so lange kielholen, bis man einen „den Umständen angemessenen Kompromiss“ gefunden hatte, wie der Captain es euphemistisch darstellte.

Am fünften Tag weitete sich der Tunnel endgültig und blieb hinter uns zurück. Der Blick war nun frei auf einen pechschwarzen Himmel, an dem eine gleißende Sonne stand und alles in ein gespenstisches Licht goss.

Der Anblick ließ uns verstummen. Selbst Henriksen schien es für einen Augenblick die Sprache verschlagen zu haben. Schnell hatte er sich jedoch wieder gefasst, um feierlich zu verkünden: „Da wären wir, meine Herren. Dieser Strom wird uns aus dem Windgebirge heraustragen. Wenn die Angaben stimmen, sollten wir in wenigen Stunden die sagenumwobene Stadt Chankragat an der Mündung zur Diamantenen See erreichen.“

Ich hörte, wie Jishmud leise mahnende Worte vor sich hin brummelte, doch Henriksen behielt recht. Zügig ließen wir die letzten hügeligen Ausläufer des Bergmassivs hinter uns zurück, passierten eigenartig angelegte Felder und Dörfer und sahen bald am Horizont die hölzernen Türme von Chankragat auftauchen.

Eine seltsame Stimmung bemächtigte sich unser, je näher wir kamen. Alles wirkte ruhig und friedlich. Dennoch blieb etwas beunruhigendes, das sich nicht allein durch den schwarzen Himmel erklären ließ, an dem sich die Sonne langsam ihrem Untergang zuneigte. Ich musste unweigerlich an Lucia denken.

Das unterschwellig bedrohliche Gefühl verstärkte sich noch, als wir im Hafen Chankragats anlegten. Die Menschen behandelten uns entweder mit demonstrativer Nichtbeachtung oder mit unverhohlenem Misstrauen. Mühsam gelang es dem Captain, eine Genehmigung zu erhalten, die Nacht über im Hafen liegen zu bleiben. Wir erhielten die Auflage, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Es hieß, wer länger bliebe, bliebe, um zu bleiben.

Während die Mannschaft unsere Fracht löschte und neue Vorräte an Bord nahm, brachen Henriksen, Jishmud und ich auf, um uns die Stadt anzusehen und einen Käufer für unsere Waren zu finden.

„Besser, ihr seid vor Sonnenuntergang wieder hier!“ rief der Captain uns nach.

Ich konnte mir vieles von dem, was ich in der Stadt sah, nicht erklären. Alle Gebäude waren praktisch ausschließlich aus Holz erbaut, obwohl mir die gepflasterten Hauptstrassen bewiesen, dass Stein als Baustoff nicht unbekannt war. Noch rätselhafter waren die über die Stadt verstreuten Türme. In der Spitze jedes dieser hohen Holzgerüste standen ein oder zwei Männer, die mit Fernrohren gen Horizont blickten.

Ich fragte Jishmud danach, während Henriksen sich mit einem Händler an der Strasse unterhielt.

„Sie halten Ausschau“, antwortete er.

„Ja, aber wonach?“

Doch ehe er antworten konnte, unterbrach uns Henriksen: „Jishmud, kommen Sie! Dieser Mann kennt jemanden, der unsere Waren kaufen wird!“

Es gelang uns tatsächlich, unsere Fracht zu verkaufen. Allerdings erhielt Henriksen trotz aller Bemühungen nicht den erwünschten Gegenwert.

Auf dem Rückweg zum Schiff sah ich zwischen den Häusern hindurch, wie über der See gerade die Sonne unterging. Schnell wurde es dunkel, die wenigen Straßenlampen gaben nur spärliches Licht. Eine Gruppe kleiner Kinder eilte vorbei. Sie erschienen mir seltsam. Ein Gedanke flackerte auf und verschwand.

Wir kamen am Stand eines Händlers, der Spiegel verkaufte, vorbei. Jishmud stoppte plötzlich und sprach den Verkäufer an: „Jene Seele dort“, er zeigte auf mich, „benötigt einen speziellen Spiegel.“

Ich verstand nicht: „Was soll ich brauchen?“

Der alte Händler blickte mich an und sprach: „Folge mir.“

Etwas in seinen Augen ließ mich tun, was er sagte. Ich ging hinter ihm her, eine Treppe hinunter unter das nächstgelegene Haus. Wir gelangten in einen niedrigen Raum voller Spiegel in den verschiedensten Größen, Formen und Rahmen.

Der Mann drehte sich zu mir um, sah in meine Augen und sagte: „Ich sehe einen Funken der Erkenntnis sowie Sehnsucht. Stelle deine Frage!“

Ich sah ihm ebenfalls in die Augen. Ich sah mein eigenes Spiegelbild darin, fremdartig und unwirklich. Ein Gedanke blitzte auf. Ich hörte mich fragen: „Warum sind all die kleinen Kinder in Träume gekleidet?“

Der alte Mann nickte: „Du bist auf dem richtigen Weg. Nimm diesen Freund entgegen“, er zog aus einer Schublade einen ovalen Spiegel, etwa so groß wie eine Untertasse und in einen kunstvollen Rahmen aus dunklem Holz gefasst, „denn die Menschen sind nicht allein auf der Diamantenen See.“

Ich ließ mir das Geschenk geben. „Er ist so leicht“, bemerkte ich.

„So erscheint es dir. Gehe nun.“

Ich bedankte mich verwirrt und ging wieder nach oben.

Jishmud nickte mir wissend zu. „Henriksen ist schon zum Schiff zurückgekehrt. Wir sollten dies nun auch tun. Es wird spät.“

In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum, in dem ich mich liegend am Fuße eines der seltsamen hölzernen Türme wiederfand. Offenbar war ich heruntergestürzt, denn mein Kopf schmerzte. Er fühlte sich nass und warm an. Die Lache Blutes, in der ich lag, kristallisierte bereits zu Sand. Die gleißende Sonne an ihrem schwarzen Himmel warf meinen Schatten in den Sand. Ein zweiter Schatten zeichnete sich neben mir ab.

„Ich frage mich, warum du zurückgekommen bist“, sprach die wohlbekannteste Stimme, die zu dem Schatten gehörte.

Ich stand auf und musterte die Frau, deren Augen die Sonne reflektierten. Es war die Frau, der meine ganze Liebe gehört, Lucia.

„Aber ich bin doch noch niemals hier gewesen!“

„Du wirst nie wissen, wie nah du gekommen bist. Nicht, bevor du dich in den Diamanten-Regen verliebt hast. Dein Spiegel wächst. Aber gib auf dich acht, wenn du hinein springst, denn der Spiegel will deine Seele stehlen.“

Vergeblich versuchte ich, noch etwas zu sagen, aber da glitt mir der Traum bereits aus den Händen und ich erwachte auf dem Schiff.

Im Halbdunkel saß mir Jishmud gegenüber. Als er sah, dass ich nicht mehr schlief, sagte er ruhig: „Wir werden mit Sonnenaufgang unsere Fahrt auf die Diamantene See fortsetzen.“

Noch war ich nicht ganz da..

„Ich habe seltsam geträumt“, sagte ich.

„Ich weiß“, antwortete Jishmud, „Dein Spiegel wächst. Sage ihr, dass du sie ewig lieben wirst.“ Damit drehte er sich um und verließ die Kammer. Ich schaute zu meinem Spiegel, der auf dem Tisch lag. Er war tatsächlich zu der Größe eines Tellers angewachsen.

Wie angekündigt stachen wir mit Sonnenaufgang in See. Der Ozean lag schwarz und schwer vor uns, nur die Wellen funkelten strahlend wie Diamanten in der Sonne.

Wir hatten uns auf der Brücke versammelt, wo Henriksen uns auf die kommende Etappe unserer Fahrt einschwor: „Unser nächstes Ziel, meine Herren, und wahrscheinlich unser bedeutendstes, auch wenn sich das wohl erst im Nachhinein erweisen wird, ist der einsame Sturm, der unabänderlich seine blind taumelnden Wege auf den Weiten der Diamantenen See zieht. Sie alle kennen die zahlreichen Mythen und Rätsel, die sich um seine Existenz ranken. Wahrscheinlich entsprechen die wenigsten der Wahrheit. Herauszufinden, welche das sind, an uns bald liegt. Eine Sache dürfen wir jedoch jetzt schon als gegeben hinnehmen: Wer jemals in das Herz des einsamen Sturms segelt, wird nie mehr der gleiche sein.“

Niemandem war neu, was Henriksen vorgetragen hatte, dennoch breitete sich unwillkürlich eine ehrfürchtige Stille aus.

Mit seinem Gespür für erhabene Momente ließ Henriksen noch ein paar Augenblicke verstreichen, ehe er zu technischeren Details ansetzte: „Die letzte Sichtung des einsamen Sturms fand im Nordwesten statt, wie wir gestern abend in Erfahrung bringen konnten, einige Seemeilen östlich der Insel Orkonium. Der Wind steht günstig, wir setzen also alle Segel und Kurs Nordwest!“

Wir kamen schnell voran. Alle genossen es, endlich wieder offenes Meer um sich zu haben. Gegen Mittag tauchten zwei große Lindwale längsseits auf und begleiteten unser Schiff von da an. Ein gutes Omen, wie Jishmud sagte.

Der Captain und Henriksen behielten ständig den Himmel im Auge und korrigierten von Zeit zu Zeit unterstützt von ihren meteorologischen Instrumenten den Kurs nach einem System, das für uns andere undurchschaubar blieb.

Langsam brach die Nacht herein und der Wind ließ nach. Die ganze Nacht über waren hin und wieder tiefe, von weit her über das Wasser kommende, an- und abschwellende Töne zu hören. Niemand hatte eine überzeugende Erklärung, worum es sich dabei handeln könnte. Die meisten von uns sanken erst spät in einen unruhigen Schlaf.

Ein lauter Knall weckte mich kurz nach Sonnenaufgang. Wieder hatte ich von Lucia geträumt. Ich vermisste sie von Tag zu Tag mehr. Jäh riss mich ein zweiter, noch lauterer Schlag aus meinen Gedanken. Das Schiff schwankte bedrohlich. Ich sprang schnell in meine Hose, zog

Hemd und Schuhe an und rannte an Deck. Dort herrschte hektisches Treiben. Die Wellen schlugen minütlich höher und der Wind zerrte an den Segeln, die behände eingeholt wurden. Offensichtlich war der Sturm schneller da, als erwartet. Die beiden Lindwale waren verschwunden.

Ich kletterte zwischen den Schlägen der Wellen auf die Brücke, wo der Captain Mühe hatte, das Steuerrad zu halten und auch Jishmud und Henriksen schon versammelt waren. Der Spiegel, der sonst immer hier hing, war von der Wand gefallen und zerbrochen.

„Wir scheinen nicht willkommen zu sein“, sagte Jishmud.

„Ein äußerst interessantes Verhalten des einsamen Sturms“, fügte Henriksen hinzu.

„Ein äußerst bedrohliches Verhalten“, erwiderte der Captain, „wir können dem nicht lange standhalten!“

„Wir sollten es versuchen“, sagte Henriksen, „wir dürften dem Herzen schon recht nahe sein.“

„Das glaube ich kaum“, sagte Jishmud, „es widerspricht allen Überlieferungen. Offensichtlich hat der Sturm sich vergrößert und ausgedehnt.“

„Ich weiß nur, dass wir bald beidrehen müssen“, sagte der Captain.

„Geben Sie uns noch drei Stunden“, bat Henriksen.

„Wir drehen dann bei, wenn ich es nicht länger verantworten kann“, sagte der Captain.

Dies war ziemlich bald der Fall, als eine besonders kräftige Böe die Spitze des Vordermastes abknickte und damit einen großen Teil der Takelage zerstörte. Uns blieb nicht anderes übrig, als den Sturm hinter uns zu lassen und Kurs auf die Insel Orkonium zu setzen, das am schnellsten zu erreichende Stück Land in unserer Position.

Mit Mühe und einem stark beschädigten Schiff liefen wir gegen Abend dort ein. Die kleine Insel machte einen äußerst schäbigen und kaputten Eindruck. Es sah so aus, als wenn der Sturm hier häufiger wütete, kaum eine der zahlreichen Holzhütten – andere Gebäude gab es hier nicht – schien ohne größere Beschädigungen zu sein. Die Menschen machten alle einen noch viel depressiveren Eindruck als in Chankragat.

„Wir haben einen Rückschlag erlitten“, gab Henriksen zu, „doch dass soll keine Niederlage sein. Heute Nacht werden wir uns ausruhen, um morgen mit neuen Kräften die Schäden am Schiff zu beheben und weitere Pläne zu fassen.“

Wieder einmal lag ich des Nachts sehr unruhig. Ich fragte mich, was ich hier zu tun hätte, was mich eigentlich dazu gebracht hatte, mich diesen Leuten anzuschließen. Niemand von ihnen war wirklich frei, niemand war glücklich. Ich am allerwenigsten, so fern von Lucia. Ich dachte über sie nach, über die rätselhaften Worte Jishmuds und des Händlers und glitt langsam in einen traumreichen Schlaf.

Am Ende der Nacht, wusste ich, was zu tun war. Ich nahm meinen Spiegel, der inzwischen halb so groß war, wie ich selbst, und verabschiedete mich von Jishmud.

„Du willst fahren? Mit einem kleinen Segelboot allein auf die Diamantenen See?“ fragte dieser.

„Die Menschen sind nicht allein auf der Diamantenen See“, erwiderte ich.

„Ich sehe, du hast verstanden. Dann bleibt mir nur, die Lebewohl zu sagen.“

Ich wünschte ihm alles Gute und ging.

Der Ozean war heute äußerst gutmütig mit mir, der ich nur wenig Erfahrung im Segeln hatte. Ich setzte Kurs in die Richtung, in der ich den einsamen Sturm vermutete. Ich erreichte seine Ausläufer, als die gleißende Sonne hoch an ihrem schwarzen Himmel stand.

Diesmal jedoch trugen mich die größer und größer wachsenden Wellen stets sanft auf ihren Kronen, und der Wind blies mich kräftig aber bedächtig näher und näher an das Herz des einsamen Sturms.

Immer höher peitschte die Gischt, die Tropfen funkelten in der Sonne wie Edelsteine, und schließlich konnte man nicht mehr entscheiden, ob dieser Diamanten-Regen von unten oder oben kam. Nie zuvor hatte ich soviel Schönheit gesehen.

Plötzlich war da nur noch dieses Glitzern, überall um mich herum, die Wellen waren verschwunden, ebenso wie der Wind. Ich war im Herzen des einsamen Sturms, in völliger Geborgenheit. Mein eigenes Herz wollte bersten vor Glück, aber ebenso vor Sehnsucht nach dem einzigen Menschen, der mir die gleiche Geborgenheit geben konnte.

Aus vollen Lungen schrie ich in die Welt hinaus: „Lucia, ich liebe dich und ich werde dich ewig lieben!“

Mein Spiegel wuchs und wurde größer, und in dem Spiegel sah ich ihre, Lucias leuchtende Augen und sie selbst, und ich spürte plötzlich ihre Nähe, so fern ich auch von ihr war, und nur noch ein Wunsch erfüllte mein Herz und ich sprang in den Spiegel, und es gelang ihm nicht, meine Seele zu stehlen, und ich gelangte hindurch und zu ihr, und ich landete direkt in ihren Armen und fuhr nie wieder von ihr fort.